

# Lapplandsinfonie

Ein Zeitzeugenbericht

1941 - 1946

Hans Heinrich Braun

© Thomas Michael Braun

Zeichnungen und Fotos: Hans Heinrich Braun

Druck 2015

Fotos und Zeichnungen: Hans Heinrich Braun

Der Text wurde gemäß der alten deutschen Rechtschreibung verfasst

1. Teil:

Vormarsch in Sackgasse

2. Teil:

Delirium – Larum – Löffelstiel

O grüner Klee, o weißer Schnee,  
o schöner Soldatentod  
(Hermann Löns)

## Salla im „Handstreich“

„Morgen früh um vier“, brüllt am Vorabend des 1.7.1941 der Major - das Kinn energisch in den Lapplandhimmel gereckt, die Hände in die Hüften gestemmt, auf seinen hochglanzpolierten Stiefelspitzen wippend – „morgen früh um vier, Kameraden, schlagen wir los!“ brüllt er vor der bis auf den letzten Mann angetretenen Mannschaft des Regiments. „Vernichten, ausrotten werden wir sie, die russischen Untermenschen, das sowjetische Ungeziefer! Morgen nehmen wir im Handstreich Salla! Und in spätestens zehn Tagen sind wir in Kandalakscha!!“

Salla war den Finnen im Winterkrieg 1940 von den Russen abgenommen worden. Kandalakscha lag ca. 120 km entfernt am Weissen Meer. Salla fiel nach sieben Tage langen schweren, blutigen, für beide Seiten verlustreichen Kämpfen. Kandalakscha erreichten wir nie.

Unser „Vormarsch“ in Lappland begann acht Tage nach Beginn des Überfalls auf Russland im Mittelabschnitt. Einen Monat zuvor, Anfang Juni 41, waren wir im Stettiner Hafen mit unseren Funkwagen auf ein Schiff verladen worden. Neben unserem Schiff löschte ein sowjetischer Frachter Getreide aus Rußland. Die russischen Matrosen winkten uns zu. Noch bestand ja der im August 1939 unterzeichnete russisch-deutsche Nichtangriffspakt (Freundschaftsvertrag), den Hitler mit Stalin zur großen Überraschung der Alliierten (und vieler Deutscher) geschlossen hatte.

Unser Schiff ging auf Nordkurs, vorbei an den Alandinseln nach Oulu/Mittelfinnland. Hier gingen wir an Land, wurden auf Güterzüge verladen; und dann rollten wir auf dem Schienenweg mehrere Tage mit Unterbrechungen weiter nordwärts über Kemi, Rovaniemi bis Kemijärvi, jenseits des Polarkreises. Und das war dann schon Lappland.

Von da fuhren wir mit unseren Funkwagen auf einer holprigen nicht asphaltierten Landstraße Richtung Osten. Es war die einzige Straße ostwärts im weiten Umkreis. Sie führte durch eine urwaldartige, menschenleere Wildnis.

Wir rumpelten vorbei an im russisch-finnischen Winterkrieg 1940 zerstörten Fichten-, Kiefern- und Birkenwäldern mit ihren verkohlten Stämmen und Stümpfen. Und wir passierten die Reste einer ehemaligen kleinen Siedlung, wo nur noch ein paar gemauerte Schornsteine brandgeschwärzt in den Himmel ragten.

## Vormarsch in Sackgasse

Wir fuhren vorbei an dicht mit Moos überwucherten Felsbrocken und Steinen, an Seen, Sümpfen, Wasserläufen und wieder Nadelbäumen, Birken, nie aufhörender Wald. Werden wir je wieder hier herauskommen? überlegten die Älteren; und in unseren unbedarften Jungmännerköpfen spukten Karl Maysche Wildwest-Phantasien (die uns bald gründlich vergehen sollten)

An einem See im Urwald, nahe der Straße, war zunächst Endstation (etwa Mitte Juni 1941). Wir hausten in unserem

Funkwagen und einer Erdhöhle, einem Unterstand aus dem Finnisch-Russischen Krieg 1940. Unser Funkwagen war ein Opel-Lieferwagen mit kastenförmigem Holzaufbau, in dem unsere Funkbude installiert war mit Empfänger, Sender, dem sonstigen Zubehör, Tisch und zwei Bänken. Außen am Wagen waren noch eine auskurbelbare Antenne anmontiert und Antennenstäbe befestigt.

Wir schwammen im See, lagen in der Sonne, die um diese Zeit kaum unterging, salbten uns mit nach Altöl stinkendem Mückenöl. Und wir fragten uns, was sollen wir hier? Abstruse Gerüchte gingen um. Etwa dieses: Unsere Verlegung nach Lappland sei ein Teil eines Täuschungsmanövers gegenüber den Engländern. Mit heimlicher Genehmigung der Russen sollten wir per Güterzug durch ganz Rußland rollen zum Kaukasus und irgendwo in Kleinasien uns mit Rommels Truppen treffen.

Wer ein bißchen nachdachte, der ahnte, wo`s lang ging. Übrigens empfingen wir noch bis zur letzten Stunde vor dem Angriff gegen die Russen russische Sender, deren Sprecher in deutscher Sprache mit beschwörender Stimme beteuerten, die deutsch-russische Freundschaft halte ewig.

Und dann kam der Angriff am 1. Juli, im Morgengrauen, das schon heller Tag war. Der „Handstreich“, mit dem Salla „genommen“ wurde, dauerte eine ganze Woche mit erbitterten Kämpfen. Er erwies sich als schrecklicher Schock und Desillusion für die so siegessicheren „Lapplandkämpfer“.

Angeschlagen folgte die Division auf der einzigen unbefestigten Straße den sich mit heftigen Nachhutgefechten

zurückziehenden Russen. Etwa 70 km kam man noch voran bis Alakurtti, einem armseligen Nest in der Wildnis, um das abermals erbittert und mit schlimmen Verlusten gekämpft wurde.

Acht Wochen nach Beginn der Kämpfe war's aus mit dem „Vormarsch auf Kandalakscha“, der auf halbem Weg dahin stecken blieb im Urwaldgelände und wegen des erbitterten Widerstandes der Russen. Aus war's für immer mit Vormarsch und dem „die russischen Untermenschen vernichtend schlagen“.

## “Gas“

Die „Schlachten“ von Salla und Alakurtti waren nichts Anderes als ein sinnloses Blutvergießen und Sterben .

Ein Hinmorden und Kaputtmachen von Menschen. Und alles das letztlich umsonst, die Schlachten ein Aberwitz, wie dieser ganze entsetzliche, widersinnige Krieg.

Der erste Tag des Angriffs schon trieb uns alle Abenteuerflausen aus dem Kopf. Und es passierte Groteskes in der Hektik und Hysterie des losbrechenden Kriegsgeschehens. Noch blieben wir mit unseren Funkwagen beim Divisionsstab in Wartestellung, während das ohrenbetäubende Getöse des Karabiner- und M.P.-Schießens, Panzerrollens, Artilleriedonnerns losging. Und auf einmal packte sie einen, die man immer weit von sich geschoben: die Todesangst.

Plötzlich in einer Lärmpause Geschrei: „Russische Panzer durchgebrochen!!“

Panik! Rennen, Schreien, Vorüberrattern von Pak-Geschützen. Wir hocken uns unter unsere Funkwagen, fummeln Patronen in unsere Gewehre, hören auf zu denken.

Autos werden hastig gestartet, rasen nach rückwärts davon. Dann wildes Pferdegaloppieren: ein Offizier hatte sich auf einen dicken Artilleriegaul geschwungen und suchte nach hinten das Weite. Zehn Kilometer zurück, hörten wir später, haben ihn „Kettenhunde“ (deutsche Militärpolizei) vom Pferd gezerrt und verhaftet. Bald darauf Entwarnung.

Kurze Zeit später der nächste Schock: „Gas!“ schreit einer mit durchdringender Stimme. „Gas! Gas! Gas!!“ schreien andere ihm nach. Haben die Russen mit Gasgranaten geschossen? Hastig zerren wir unsere Gasmasken aus den Büchsen, schnallen sie uns mit vor Aufregung fahrigem Fingern vor die Gesichter, gehen wieder in die Hocke oder kriechen in den Funkwagen, schließen die Tür. Wagen kaum zu atmen – wissen wir, ob sie wirklich dicht sind, die Gasmasken?

Dann kommt der Bursche eines Leutnants dahergerannt, ohne Maske vorm Gesicht, fuchelt mit den Armen. „Ihr Idioten!“ schreit er, „nehmt die dämlichen Gasmasken ab – der Leutnant hat doch nur nach mir gerufen, Ihr Ochsen!“

Der Bursche des Leutnants hieß: Obergefreiter Klaas.

Auf der einzigen Straße, der „Rollbahn“, rumpelten wir später in unserem Funkwagen mit der Wagenkolonne des Divisionsstabes über das „Schlachtfeld“ hinter der kämpfenden Truppe her. Links und rechts der Straße

Wagentrümmer, zerschossene Panzer, durch Rohrkrepierer kaputte Pak-Geschütze, dazwischen Tote, schwelendes Unterholz, kaputtgeschossene Bäume, Qualm, Gestank, und wieder Tote, Russen und Deutsche.

### Verscharrt für „Führer und Vaterland“

Einmal stoppte die Wagenkolonne. Ein paar Meter neben unserem Funkwagen kniete im Wald hinter einem Baumstumpf ein Infanterist. Ein junges Bürschchen, wie man am Profil seines Gesichtes unterm Stahlhelm sah. Er hatte seinen Karabiner auf den Baumstumpf gestützt und kniete da, den Karabiner im Anschlag, den Finger am Abzug und zielte unverdrossen auf einen Feind, der nicht mehr da war. „Der spinnt!“ sagte einer von uns. Unser Wagen ruckte an, fuhr langsam weiter. Da sahen wir es, unterm Stahlhelmsrand, mitten in seiner Stirn: das pfenniggroße Einschubloch.

An eine Beerdigungsszene später an diesem Tag erinnere ich mich noch. Auf einer Feldbahre schleppten zwei Infanteristen einen Gefallenen herbei, stellten ihn ab am Waldrand neben einer Reihe von frischen Gräbern. Sie hatten ihn bis zum Hals eingewickelt in Zeltplanen und darüber einen blutigen Leutnantsmantel geworfen. Er war höchstens 20 Jahre alt, sein jungenhaftes Gesicht sah so aus, als schlafe er friedlich.

Eilig buddelten die beiden Landser eine flache Grube neben das letzte Grab, legten den Toten hinein. „Den hat's wohl böse erwischt?“ fragte ich sie. Apathisch zuckten sie mit den

Schultern, sagten nichts. So, wie sie den Toten eingewickelt hatten, das war als Antwort deutlich genug.

Ein Feldgeistlicher eilte herbei, in feldgrauer Uniform, eine Bibel in der Hand (eine „Feldgeistlichen-Bibel“ mit Hakenkreuzadler drauf höchstwahrscheinlich). Mit fahrigen Handbewegungen erteilte er eine Art Segen. Murmelte das Vaterunser und vergaß auch nicht die Floskel „Tapfer kämpfend sei der junge Leutnant gefallen für Führer und Vaterland“. (Der „Führer“ wurde immer zuerst genannt bei dieser perfiden Formulierung, da machte die Kirche gehorsam mit).

Ein paar Brocken Erde warf er dem Toten noch nach, während die beiden Landser die Grube mit ihren Feldspaten schnell zuschütteten. Das Ganze geschah mit einiger Hast, denn noch immer fielen Gewehrschüsse, schoß die russische Artillerie.

Arme Mutter, dachte ich, wenn du den Zustand deines Jungen gesehen hättest, den sie hier so eilig verbuddelt haben.

Übrigens war es ein offenes Geheimnis, was die Kompanieführer in der Regel den Angehörigen von gefallenen deutschen Soldaten mitzuteilen pflegten. Danach starben die meisten Gefallenen den „Heldentod durch Kopfschuß“.

So konnte sich die Mutter „trösten“ mit der Vorstellung, ihr Junge sei als „ganzer Mann“ gefallen und nicht als granatenzerfetzter Leichnam.

## Werman – HKL Endstation

Nach der Schlacht von Salla bestand der Ort nur noch aus trostlos zum Himmel ragenden Ziegelschornsteinen. Salla war eine russische Garnison gewesen. In einem Erdbunker befand sich eine Bibliothek mit russischen Büchern. Da ging ich rein, hier hatten deutsche Kameraden „gründlich aufgeräumt“ und Regale umgestoßen. Haufenweise lagen Bücher auf dem Boden, man musste hindurchwaten.

Jener Major und „Ungeziefer-Vernichter“ hätte sich gewundert über die Lektüre der „russischen Untermenschen“. Da waren, man sah es an den Portraits auf den Buchdeckeln und auf den ersten Seiten, einiges konnte man auch entziffern - russische Roman-Klassiker, ein Roman von Zola und Balzac, illustrierte Kunstbände und natürlich auch Bücher über Gaspodin Stalin. Ein Foto aus einem Stalinbuch nahm ich mit und einen schmalen Bildband über Velasquez in Russisch. Meine einzigen „Beutestücke“ aus diesem Krieg, die ich heute noch habe.

Nachdem der „Vormarsch“ nach Alakurtti endgültig ins Wasser gefallen war – zum Teil auch buchstäblich infolge einer Regen- und Schlammperiode, bei der unsere Funkwagen auf der einzigen unbefestigten Straße immer wieder im Schlamm versackten – richteten sich beide Seiten auf einen Stellungskrieg ein (der dann bis Sept. 1944 dauern sollte). Es entstand eine „Werman – HKL“ (Hauptkampflinie), genannt nach dem „Werman-Berg“, der in dieser Wald-Seen-Sumpf-Wildnis lag.

Beide Seiten legten Stützpunkte und Feldwachen an mit gehörigem Abstand zwischen den Fronten. So entstand in dem Urwaldgebiet ein breiter Streifen Niemandsland. Die Stützpunkte und Feldwachen sicherte man nach und nach mit Minengürteln, Stacheldraht-Verhauen und Schützengräben. Hauste man anfangs noch in Zelten, baute man bald – wegen des frühen Lapplandwinters - Blockhäuser aus Fichten- und Tannenstämmen („Bunker“ genannt). Strom- und Telefonkabel wurden zu den Stützpunkten verlegt, die Wasser- und Essensversorgung (oft mit Pferden) organisiert.

Der „Krieg“ flaute ab, wurde zum gegenseitigen Geplänkel von Spähtrupp-Unternehmen im Niemandsland. Doch „bekriegte“ man sich mit Vorsicht. Vordringen über die feindliche Frontlinie verbot sich angesichts des unzugänglichen Urwalds und der extremen Winterverhältnisse.

Wir hatten dort hoch oben im Norden aus- und die Stellung zu halten. Von einem Spähtrupp, den ein ordenssüchtiger Oberleutnant vom Zaun brach – mitten im Winter bei 20 Grad minus – und der fürchterlich in die Hose ging, erzähle ich später.

Zunächst wurde unser 5 W (Watt) Funktrupp abgestellt zu einem Infanterie-Bataillon, mit dem wir durch die Wildnis zur „Höhe 8“ am Werman-Berg marschierten, wo ein größerer Stützpunkt eingerichtet werden sollte.

## „Höhe 8“: Siedeln am Hang

Das war gegen Ende September 1941. Pferde schleppten unsere Zeltausrüstung, Funkgeräte und Funkstellen-Zubehör. Wir schleppten unseren persönlichen Kram, Stahlhelm, Gasmasken, Karabiner, Rucksäcke usw. Der Wermanberg war ein langgezogener Bergrücken. Jenseits des Berges und einer Seen- und Sumpfkette waren die Russen dabei, ihre Stellungen auszubauen.

Nach einem Tagesmarsch durch Gestrüpp und hohes Gras, vorbei an Fichten und Krüppelkiefern, hieß es an einem Berghang „Halt! Zelte aufschlagen, Geräte aufbauen, dies ist „Höhe 8“! Hier am Hang, inmitten von bemoosten Felsbrocken, Erdmulden, windzerzaustem Nadelgehölz, abgebrochenen morschen Ästen und modernden Baumleichen sollten wir den kommenden Winter verbringen.

Es war schon kalt Ende September, besonders in den Nächten. Mit kleinen primitiven Kanonenöfen, in denen wir Holzscheite, Baumborke und Äste verbrannten, versuchten wir uns in den Nächten zu wärmen. Es passierte, dass ein zur Rotglut gebrachtes Öfchen ein Zelt in Brand setzte. Dann war der Teufel los. Die Männer im brennenden Zelt mühten sich heftig zu löschen mit Decken, Uniformmänteln, Gewehrkolben, nur nicht mit Wasser – da war ja keins, und der Rest Kaffee in der Feldflasche war zu wenig. Obendrein aktivierte eine solche lodernde Zeltfackel in der Nacht die russische Artillerie.

Zum Glück zerplatzten ihre Granaten irgendwo im Wald oder fluppten in einen Sumpf. Nach einem Dutzend Schüssen gaben sie`s gewöhnlich auf und widmeten sich wohl wieder ihrem Wodka oder ihren Veruschkas. (Sie hatten Soldatinnen auch in vorderster Front, davon konnte ich mich später mit eigenen Ohren überzeugen mittels eines Funk-Nahaufklärungsgerätes.)

## Bunkerbau

Feste Behausungen mussten her. Pioniere kamen und halfen, uns Blockhütten („Bunker“) zu bauen. Sie machten Dampf, hopp hopp musste es gehen, der Winter stand kurz bevor, und viele Bunker mussten gebaut werden. Und sie brachten uns den fachmännischen Umgang mit der Zimmermannssäge bei (biegsames Stahlsägeblatt, leicht gerundet der Teil mit den verschränkten Sägezähnen, ca. 1 Meter lang, zwei Holzgriffe für Zweimannbedienung). Die Säge sollte in den nächsten Jahren eines unserer wichtigsten Werkzeuge werden. Um richtig mit ihr umzugehen, bedurfte es „baumfällerschen Feingefühls“. Je besser das „Sägeduett“ beim Sägerhythmus und -Tempo harmonierte, desto besser flutschte es.

Und wir schwangen das Beil beim Ausästen der Stämme und beim Holzhacken auf dem Hackklotz für den gefräßigen Kanonenofen. Wir wurden versierte Baumfäller. Lernten die Tricks, wie man einen Baum dazu bringt, in die vom Baumfäller gewünschte Richtung zu fallen und nicht in die vom Baum gewollte.

## Tubenkäse

Wir fällten möglichst gerade Fichtenstämme, schlepten sie keuchend herbei. Die Pioniere zimmerten uns daraus einen soliden „Bunker“ mit Bohlentür und einem kleinen verglasten Fenster. Mit Zeitungspapier (der NS-Postille „Völkischer Beobachter“) und Moos dichteten wir die Ritzen zwischen den Stämmen ab. Einer kam auf die geniale Idee, zum Ritzendichten Tubenkäse zu verwenden. Den bekamen wir bis zum Überdruß, er schmeckte pappig-fade, erwies sich aber als perfekte Abdichtmasse. Auf die Dachstämme packten wir eine dichte Schicht Tannenzweige als „Dachziegel“. Strom- und Telefonkabel verlegte man von Baum zu Baum zu den Bunkern. So konnte der Winter kommen. Dass wir mehrere Winter in dieser gottverlassenen Gegend da oben im hohen Norden hausen würden, ahnten wir damals noch nicht.

Der Winter kam schnell. Dick bepackt mit Schnee, die Äste „reif überzuckert“, standen bald die Bäume um unseren Bunker. Die immer länger werdenden Nächte wurden bitterkalt (manchmal bei Vollmond bis 20 Grad minus und mehr). Unser nun größerer Kanonenofen wurde zum häufig glühenden Dauerbrenner.

Unsere Funkertätigkeit lag praktisch brach, nachdem unsere Fernsprecher-Kollegen Telefonleitungen verlegt hatten zwischen den Dienststellen, Einheiten usw. Wir waren jetzt nur noch Lückenbüßer für den Fall, daß mal eine russische Granate eine wichtige Leitung zerstörte. Und das passierte während unserer Zeit auf Höhe 8 so gut wie nie.

Im Übrigen war unsere Funkerei eine umständliche Prozedur. Wir morsten: sendeten und empfangen Einzelbuchstaben nach dem Morse-Alphabet, die wir „hörten“ (per Kopfhörer) und „gaben“ (per Morsetaste). Wir hörten und gaben „Sprüche“ (Meldungen), die wir niederschrieben auf Spruchformularen in Fünfer-Buchstabengruppen. Die Sprüche wurden „verschlüsselt“ und „entschlüsselt“. (Es gab keinen Klartext, keinen Sprechfunk). Darüber mehr unter *Morsedrill*.



## Morse–Drill

Wir arbeiteten mit einem Schlüssel (Code), der täglich wechselte, und den wir aus streng geheimen Codelisten bzw. Büchern entnahmen. Bei höheren Stäben, die Funkstellen mit weitreichenden Funkgeräten hatten, wurden „Schlüsselmaschinen“ verwendet (siehe Anhang „Enigma“). Unsere Art von Funkerei war langwierig und mit viel Papierkram verbunden. Deshalb benutzten die Truppenführer, wenn irgend möglich, das Feldtelefon. Ich war platt, als ich später bei meiner Gefangenennahme durch die Amerikaner sah, wie „easy“ die mit der Funkerei umgingen. Wie die uns technisch weit voraus waren mit Funksprechgeräten, von denen wir nur träumen konnten.

Täglich musste das Morsen geübt, eingedrillt werden. Tempo war angesagt. Je schneller man „hörte“ und „gab“, desto besser war man als Funker. Wer „100“ gab und hörte, war ein Aß, wer „120“ hörte und gab war ein „Experte“.

Tempo „100 hören“ hieß: in einer Minute 100 Buchstaben exakt im Kopfhörer hören und in Fünfergruppen auf den Spruch-Vordruck niederschreiben; „100 geben“: 100 Buchstaben in einer Minute ablesen und präzise in Fünfergruppen mit der Morsetaste tasten. Und das zehn, zwanzig Minuten lang und länger im gleichen Tempo. Das war manchmal ein Konzentrations-Marathon.

Beim Niederschreiben unserer Sprüche (beim Hören der Morsezeichen im Kopfhörer) verwendeten wir eine

Flüssigschreibweise der Buchstaben in Anlehnung an das griechische Alphabet, etwa so: *α β γ δ ε ζ η*

Mancher erfand für manchen Buchstaben auch persönlich „gestylte“ Kringel. Wichtig war halt nur, man konnte nachher die „Spulwürmer“ wieder entziffern. Wer die Funkerei sportlich nahm, kam gut klar damit.

Bevor ich zur Wehrmacht eingezogen wurde, lernte ich das Morse-Alphabet aus meinem kleinen Knauer-Lexikon auswendig. Bei der „Musterung“ zum Wehrdienst, so hatte ich erfahren, konnte man den Wunsch äußern, bei welchem Truppenteil man dienen möchte. Funker sein, dachte ich, wäre nicht schlecht. Da sitzt du im Funkwagen, wirst gefahren und machst `ne Art von Büroarbeit. Das ist nicht so stumpfsinnig, wie mit irgendwelchen Waffen zu hantieren. Und wenn du Glück hast, landest du in der Nähe eines höheren Kommando-Stabes, dessen Offiziere wohlweislich Distanz hielten von der Frontlinie.

Die Eignungsprüfung zum Funker durch einen Wehrmachtsrat, oder wie auch immer der sich nannte, bestand ich. Auch zählte, dass ich Steno und Schreibmaschine schreiben konnte. Und so ging meine (nazi-ideologisch nicht gerade „heldenhafte“) Rechnung auf, jedenfalls was meine Zeit in Lappland betraf.